

WLADIMIR LINDENBERG

FRÜH- VOLLENDETE



VILLON
SHELLEY
GEORG BÜCHNER
RIMBAUD
TRAKL
JESSENIN
H.J. EGGERT

ERNST REINHARDT-VERLAG

FRÜHVOLLENDETE



François Villon
Nach einem alten Holzschnitt

WLADIMIR LINDENBERG

Frühvollendete

François Villon · Percy Bysshe Shelley · Georg Büchner
Jean Arthur Rimbaud · Georg Trakl · Sergei Jessenin
Hans Jürgen Eggert



ERNST REINHARDT VERLAG MÜNCHEN/BASEL

© 1966 by Ernst Reinhardt Verlag in München
Druck von Aumüller KG Regensburg
Printed in Germany

PDF-ISBN 978-3-497-60462-3

Dieses Buch widme ich dem Gedenken der früh vollendeten Freunde:

Katoo Bontjes van Beek. Hingerichtet 1943

Hans Jürgen Eggert. Dichter und Maler. Verschollen seit 1945

Kurt Feldhäusser. Kunstsammler. Getötet durch Bomben 1944

Paul Martin Gensichen. Komponist. Verschollen 1944

Fürst Aljoscha Golitzin. Gefallen in der Fremdenlegion 1923

Rolf Grashey. Umgebracht im Nazi KZ

Sergei Jessenin. Dichter. Selbstmord 1925

Wilhelm Freiherr von Ketteler. Diplomat. Ertränkt 1935

Sascha Kiel. Student. Verschollen 1944

Pal Kisch. Musiker. Umgebracht im KZ

Karlrobert Kreiten. Pianist. Geköpft 1943

*Hermann Kükelhaus. Dichter. Abgestürzt in der Bombennacht
30. 1. 1944*

Hubert Lanser. Student. Verunglückt 1931

Dr. Burkhardt Freiherr von Lepel. Kunsthistoriker. Gefallen

Paul Lindenberg (Passenka). Gefallen Kirowograd 9. 1. 1944

Alfred Rethel. Maler. Verschollen

Prinz Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen. Gefallen 20. 5. 1940

Josef Graf Schall-Riauour. Gefallen 15. 4. 1944

Karl Graf Schall-Riauour. Gefallen 30. 5. 1940

Anina Gräfin Schmettau. Verunglückt Ostern 1965

Hermann Graf Spee. Gefallen

Max Graf Spee. Abgestürzt

Dr. Peter Graf York von Wartenberg. Hingerichtet 1944

und dem Gedenken an meine Frau Dolina † 1. 2. 1966

INHALT

An den Leser	9
François Villon	12
Percy Bysshe Shelley	44
Georg Büchner	104
Jean Arthur Rimbaud	133
Georg Trakl	174
Sergei Jessenin	199
Hans Jürgen Eggert	237

AN DEN LESER

Diesen Band, der bis an den Rand mit Schicksalen angefüllt ist, lege ich in die Hände der Freunde. Es ist ein Buch, in dem ein Freund zu Freunden über Freunde spricht. Geh' behutsam mit ihm um, bringe den jungen Menschen, die einsam waren und die unverdient gelitten haben, um Dein Leben zu verschönern, Liebe und schonendes Verständnis entgegen, verurteile sie nicht, wenn Du manchmal ihre Handlungen nicht begreifst. Glaube ihnen, daß sie alles, auch wenn es falsch scheint, aus tiefster Überzeugung taten, und weil der Richtungszeiger sie auf jenen Lebensweg wies.

Das Buch erzählt vom Leben und Leiden von sieben Dichtern, von großen Dichtern, die alles ihrer Kunst gaben, die sich ganz entäußerten, denen Gott die größten schöpferischen Gaben verlieh, deren Leben aber eine erdrückende Pyramide von Leid war. Wie Atlas sein Gebirge, so trugen sie das Leid der Welt und die Verantwortung für alle Kreatur auf ihren schwachen Schultern, und sie zerbrachen an dieser Last; die Welt aber gab ihnen Steine statt Brot. Wie im Vorgefühl eines jähen Erlöschens gaben sie sich aus, schütteten mit vollen Händen das Gold ihrer Dichtung in die Herzen der Menschen. Wir aber sind es gewohnt, jedes früh abgebrochene Menschenleben als unvollendet zu betrachten, mit der bedauernden Trauer und dem Gedanken: was hätte jener uns noch alles schenken können, welche Süße der Reife hätte noch auf den Duft der Blüte folgen können.

Warum ich diese Sieben wählte und nicht andere, liegt an einer ganz besonderen Beziehung zu diesen Menschen, die mir früh oder spät begegneten.

Als Knabe träumte ich am Grabe Shelleys auf dem verzaubertsten Friedhof der Welt an der Cestuspyramide in Rom, dort, wo auch der jugendliche John Keats liegt, und mein verehrter Lehrer Mr. Wood erzählte mir von dessen bizarrem Leben und deklamierte emphatisch und begeistert die Strophen aus „Königin Mab“.

Den Jüngling begeisterten die feurigen Worte Dantons und die verspielten, phantastischen Parabeln aus Leonce und Lena, und in meiner Sturm- und Drang-Periode begriff ich zutiefst, daß dieser

revolutionäre Bruder in der stickigen Luft der Reaktion, in der der niedere Denunziant triumphierte, verdorren mußte.

Mit welcher Begeisterung rezitierte man am Lagerfeuer die toll-dreisten Lieder Villons, des fahrenden Galgenvogels — und die Abenteuer Rimbauds waren einem wie die gespenstischen Wege des Fliegenden Holländers, die einen unrettbar in ungewisse Fernen riefen. Ihm folgte ich nach Afrika und durch die Welt und erlebte bei manchem Sturm die zerstörerische Dynamik des trunkenen Schiffes.

In stillen, müden und traurigen Stunden waren mir die todes-schweren Gedichte Trakls ein Labsal.

Sergei Jessenin aber erlebte ich als Freund, trank seine leuchtenden Verse und nahm teil an der Gnade der schöpferischen Wehen und an den ausgelassenen Jugendstreichen des Räuberhauptmanns.

Mit Jürgen Eggert verband mich die innigste Freundschaft. Seine Dichtungen, die nur wenigen bekannt wurden, sind so eigenartig und schön, daß ich sie den Lesern dieses Buches nicht vorenthalten möchte.

Der erste und der letzte dieses Buches verschwanden im Dunkel, ohne daß man je erfuhr, wo Mutter Erde sie in ihren Schoß aufnahm.

Es ist eine Spanne von fünf Jahrhunderten, in der sie gelebt haben, aber sie alle sind uns modernen Menschen nahe und dem Herzen sehr lieb. Viele von uns haben ihre Namen schon hier und dort gehört oder einige ihrer Dichtungen gelesen, wer aber weiß Genaueres von ihrem Leben?

Da wollte ich als Freund von den Dahingegangenen sprechen und Dir das Erinnern ganz nahe ans Herz legen, so als ob das Erlebte gestern oder heute gewesen wäre, als ob er noch unter uns weilte, damit Du ihn, den Einsamen, begriffest.

Jenen, die mich zu diesem Buch angeregt und mich mit Literatur versorgten, möchte ich an dieser Stelle von Herzen danken.

Seine Exzellenz Botschafter Roland und Jenny de Margerie besorgten mir Literatur über Villon und Rimbaud.

Direktor des British Council Alan und Kay Butterworth hatten die Freundlichkeit, mir die Bücher und das Bildnis von Percy Bysshe Shelley zu beschaffen.

Professor Mischa Goldstein und Frau, und Doktor Fritz Werner Ebel fanden für mich eine vergriffene Ausgabe der Dichtungen Jessenins in Chabarowsk.

Konstanze Erdmann-Oelmann stellte mir die Briefe Jürgen Eggerts zur Verfügung.

Meine Frau, Dolina Gräfin Roedern Lindenberg, half mir bei der Arbeit an dem Buch.

Bernd Freiherr von Keyserlingk gab mir wichtige Anregungen.

Jurik Sakidalski bearbeitete die russischen Transskriptionen in der Biographie von Sergei Jessenin.

Meine Nichte und mein Neffe, Wera und Wolff Rüdiger Thimm revidierten die französischen Texte.

Walter Kappacher gab mir wichtige Anregungen zu der Gestaltung des Buchtitels.

Mein Freund und Verleger Hermann Jungck stattete das Buch mit Liebe und Sorgfalt aus.

Ohne sie wäre das Werk nicht oder nur unvollständig gelungen, deshalb danke ich ihnen.

FRANÇOIS VILLON

(1431—1463?)

An der Schwelle der modernen französischen Dichtung steht ein Bandit und Zuhälter — François Villon. Nomen est omen. Den Namen Villon könnte man von dem Wort „villonie“ ableiten, das im alten Französisch so viel wie Betrugerei, Spitzbüberei bedeutet.

Ein alter Pariser Holzschnitt aus der Erstausgabe von 1489 — also etwa 28 Jahre, nachdem Villon verschollen war und sich um seine Person bereits Legenden gebildet hatten, die das hinreichend schurkische Leben noch bunter ausmalten — zeigt uns in schmalem hohem Rahmen einen bäuerischen Mann in langem Schultermantel, langem Rock, der bis zum Knie hinabreicht und unter dem vorstehenden Bauch mit einem Gurt, in dem das Messer steckt, zusammengehalten wird. Er trägt einen breitkrampigen Hut. Die Haare fallen ihm lang und wirr in den Nacken. Das Gesicht zeigt ein energisch vorspringendes Kinn, eine an der Spitze breit auslaufende sinnliche Nase, breiten Mund, dem man das Lästern, Schimpfen, Saufen und Spucken ansieht, und kleine verschlagene Augen. Breit steht er da auf der festen Erde, die ihm oft ihr Inneres aufgetan und ihn in dunklen Verließen wie in der Gebärmutter festgehalten hat. Aber was ficht ihn das an, den fröhlichen, verwegenen Galgenvogel, dessen Weg aus dem Bauch der Erde in die kühle Luft des Galgens wies. Die Gebärde seiner rechten Hand drückt diese Gleichgültigkeit gegen alle Wechsel des Geschickes aus. Es ist die Gebärde, die in der Banditenwelt aller Kontinente verstanden wird. Sie drückt das aus, was der berühmte Spruch des Götz von Berlichingen in Worten meint: „Ihr könnt mich alle . . .!“ „Je m'en fiche!“ Mit der linken Hand wehrt er ab: „Bleibt mir ja vom Leib!“ Rechts und links von ihm zieren Blumen die Erde, eine Primel und eine kleine spitzige Agavenart — Blumen und Gräser, die ihm öfter zum Lager wurden als ein weiches warmes Bett. Über ihm im schmalen Rahmen ist Luft, viel Luft, keine Wolke ziert den Himmel; aber rechts und links bedroht das Rechteck des Rahmens sein wildes Haupt wie die geradwinkligen Schenkel des luftigen Galgens von Montfalcon. So hat ihn ein unbekannter Meister des Holzschnitts gesehen, ein begeisterter Leser seiner Balladen und Testamente, einer, der ihn vielleicht

einmal in irgendeiner verräucherten dunstigen Schenke prahlend, betrunken, krakeelend gesehen hat.

Villon lebte in einer erregten Epoche an der Schwelle der Neuzeit. Der Mensch entdeckte sich selbst. Die Persönlichkeit, die Individualität schälte sich aus der Masse heraus. In der Malerei entstand das Portrait. Die Ikone, das religiöse Bild, trat zurück. Der einzelne Mensch bekam ein Gesicht, es erwachte die Beziehung zu der Eigenart der Einzelercheinung des Menschen.

Was die ersten Portraitmaler des Humanismus für die Entwicklung der Malerei bedeuteten, bedeutete Villon für die Entwicklung der Dichtkunst. Er entdeckte die reale Wirklichkeit seiner Umwelt, und er machte sich zum Kündler dieser neuentdeckten Welt. Er war kein Anonymer, kein Epiker, kein Erzähler von verliebten, mystischen Ritterromanen. Er selbst in seiner unerschöpflichen Natürlichkeit und Vitalität wurde sich zum Objekt.

Er ist der erste vollkommen subjektive Dichter, der mit hartem Spachtel die derben Figuren der fahrenden Scholaren, der losen Dirnen, der lüsternen Mönche, der Betrüger und der satten Bürger auf die Leinwand seiner Dichtung auftrug. Wir wollen es ihm verzeihen, daß er grob und drastisch war, daß er die Worte so prägte, wie er sie in seinem Kreise von Apachen, Räubern und Huren sprach. Er kehrte sich ab von dem verstiegenen ästhetisierenden Mystizismus der Ritterromane zu der Physiologie des Lebens. Seine Dichtung ist die Dichtung der Straße, der groben hemmungslosen Leiblichkeit. Er bemühte sich nicht, sie zu verklären, er beschrieb sie und führte den Gänsekiel mit einer Schärfe wie der Chirurg sein Messer.

Er erschuf keine Illusionen, weder für die Welt noch für sich. Seine selbstbiographischen Gedichte sind von der Rücksichtslosigkeit und Prägnanz eines ärztlichen Sektionsprotokolls. Alles liegt nackt, entblößt vor ihm, und er verachtete es, einen diskreten Schleier über geheime Organe oder häßliche Wunden zu legen. Wie der große Rembrandt an unzähligen Selbstportraits seine Kunst zur Härte und Klarheit eines Diamanten destillierte, so zeichnete Villon in jedem Wort sich selbst, sein eigenes Portrait in unzähligen Variationen.

Blättern wir in seinem Werk, das auf uns gekommen ist, in seinem Kleinen oder Großen Testament und in seinen Balladen — überall finden wir ihn. Einmal sind es schlichte Schwarz-Weiß-Zeichnungen, ungelenke Holzschnitte, wo er allein ist, mit nur angedeutetem Hintergrund — er, François Villon, der heimatlose fahrende Scholar, wie er sich nennt. Oder er malt uns farbige Bilder von der Buntheit

des Bauern-Brueghel und von der gleichen naturhaften Derbheit und Einprägsamkeit. Immer ist er dabei, als Handelnder oder als Zuschauer — im Bordell, in einer mit Lärm und Bechergeklirr erfüllten Schenke, bei einer wüsten Rauferei, oder hungrig und durstend, verjagt, geschlagen, auf kaltem, dunklem Erdenbett, träumend von Gelagen und Liebe, oder im dunklen Gefängnisverließ bei Wasser und Brot, in Erwartung des luftigen Todes. Es sind das einprägsame Bilder, auf die er die Konterfeie seiner Kumpane, Raubgesellen, seiner Geliebten, Gönner, Verfolger, Richter und Peiniger mit breitem Pinsel und dick aufgetragenen Farben malt.

Aus dem Dunst der Schenken und dem Gedudel der Kirmessen fanden seine Lieder und Balladen den Weg ins Volk und von dort zu den Bürgern und den höfischen Kreisen. Das Leben jener Zeit war roh und derb, und alle Kreise, auch die höfischen Frauen, erfreuten sich an diesen frech und herausfordernd gezeichneten Balladen und den mit feinem beißendem Humor gewürzten Achtzeilern der „Testamente“. Der Bandit François Villon war eine volkstümliche Figur. Dieser Beliebtheit im Volke verdankte er, daß er einige Male um Haaresbreite dem Galgen entronnen ist — um vielleicht einem langsameren, aber grausameren Tod durch Verelendung und Hunger zum Opfer zu fallen.

Im Jahre 1431, in dem Jeanne d'Arc, die Befreierin Frankreichs, verbrannt wurde, wurde irgendwo in einem engen Gäßchen, im ärmsten Stadtviertel von Paris, François Villon geboren. Der Name seiner Eltern war vermutlich Moncorbier oder des Loges. Seine frühe Kindheit verlief in der Lichtlosigkeit der schmalen Gassen, deren Häuser nach oben mit jedem Stockwerk vorsprangen und den Himmel erwürgten. Er war es gewohnt, frühreif wie er war, dem Treiben der armen Leute zuzuschauen. Vor seinen Augen spielte sich das Leben ab — der Dreck und Gestank der Straße, die Dumpfheit der ungelüfteten niederen Stuben, Geburt und Tod und triebhafte Lusternheit. Er hörte das Kreischen der wohlfeilen Dirnen, sah ihr hemmungsloses Gebaren, er erlauschte die Verabredungen der Banditen zu Diebesstreichen und Raubzügen. Das war die Welt, die ihn umschloß, in der er zu Hause war. Armer Leute Kinder kommen selten aus dem Bezirk ihres Wohnviertels heraus. Manchmal mag er wohl auch die Welt der Reichen berührt haben. Dort öffnete sich ihm eine neue, fremde, vergoldete Welt der vornehmen satten Leute, die seine Fantasie erregte und ihn mit Neid und prickelnden Wünschen erfüllte.

Im Großen Testament spricht er in Achtzeilern von seiner Jugend:

Povre je suis de ma jeunesse,
De povre et de petite extrace;
Mon pere n'ot oncq grant richesse,
Ne son ayeul, nommé Orace;
Povreté tous nous suit et trace.
Sur les tombeaulx de mes ancestres,
Les ames desquelz Dieu embrasse,
On n'y voit couronnes ne ceptres . . .

Si ne suis, bien le considere,
Filz d'ange portant dyademe
D'estoille ne d'autre sidere.
Mon pere est mort, Dieu en ait l'ame!
Quant est du corps, il gist soubz lame.
J'entends que ma mere mourra,
Et le scet bien, la povre femme,
Et le filz pas ne demourra.

Ich bin ein Kind von niederem Blut,
von armen Leuten armer Brut,
und auch mein Ahn Horatius,
vermacht uns keinen Überfluß.
Nur Armut, die ist unser Teil,
und aller meiner Ahnen Grab —
schenk ihnen Gnade, Gott, und Heil! —
ziert Krone nicht noch Königstab.

Ich bin, wohl sei es überlegt,
kein Königssohn, der Kronen trägt.
Mein Vater ist schon lang verschieden —
O Gott im Himmel, schenk ihm Frieden!
Sein Irdisches ruht unter Fliessen,
auch meine Mutter wird ja sterben —
die arme Frau, sie muß es wissen —
und auch ihr Sohn, der muß verderben. —

Seinen Namen hatte Villon nicht von den Eltern. Ein in Paris bekannter und geachteter Geistlicher, der Kaplan vom Altar des heiligen Johannes des Evangelisten in der Kirche des heiligen Benedikts war, nahm den armen aufgeweckten, aber verwahrlosten Kna-

ben zu sich und erzog ihn. Er ließ ihn die Lateinschule besuchen und gab ihm die für seine Zeit beste Erziehung. Aber der ungebärdige Knabe zog es vor, der Eingeschlossenheit des Schulraumes zu entfliehen, und eilte zu den lustigen Kumpanen seiner wilden Kindheit, mit denen er verwegene Streiche verübte. Mit Liebe und Hochachtung spricht er von seinem hochwürdigen Adoptivvater, und leise Wehmut klingt in seiner Stimme, wenn er sich an die tolle verfehlte Jugend erinnert:

Premierement, ou nom du Pere,
Du Filz et du Saint-Esperit,
Et de sa glorieuse Mere
Par qui grace point ne perit,
Je laisse, de par Dieu, mon bruit
A maistre Guillaume Villon,
Qui en l'onneur de son nom bruit,
Mes tentes et mon pavillon.

Item, et a mon plus que pere,
Maistre Guillaume de Villon,
Qui esté m'a plus doulx que mere
A enfant levé de maillon:
Degeté m'a de maint bouillon,
Et de cestuy pas ne s'esjoye,
Si luy requier a genouillon
Qu'il m'en laisse toute la joye.

Hé Dieu! se j'eusse étudié
Ou temps de ma jeunesse folle,
Et a bonnes meurs dédié,
J'eusse maison et couche molle.
Mais quoy? je fuyoie l'escolle,
Comme fait le mauvais enfant.
En escripvant ceste parolle,
A peu que le cuer ne me fent.

Le dit du Sage trop le feiz
Favorable, bien en puis mais,
Qui dit: „Esjoys toy, mon filz,
En ton adolescence“; mais

Ailleurs sert bien d'ung autre mes,
Car: „Jeunesse et adolescence“,
C'est son parler, ne moins ne mais,
„Ne sont qu'abus et ignorance“.

Vorerst im Namen der Dreieinigkeit,
die über alle Welt gebeut,
und bei Maria Namen, die
uns allen allzeit Schutz verlieh',
vermach' ich Guillaume de Villon,
bei Gott dem Herren! meinen Ruhm,
daß er erschalle ihm zum Lohn,
mein Wappen und mein Rittertum . . .

Und item, Guillaume de Villon,
der mehr als Vater, mein Patron,
mir süßer als die Mutter war,
der mich gerettet aus Gefahr,
der väterlich an meiner Wiege
gehütet, daß mich Sorge meide,
er lasse mir die ganze Freude,
daß ich zu seinen Füßen liege.

Wenn in der Jugend ich studiert
und sittsamlich mich aufgeführt,
und nicht so viel gelottert hätte,
so hätt ich jetzo Haus und Bette!
Der Schule wußt ich fern zu bleiben,
wie's recht mißratene Buben tun.
Wenn ich dran denke, jetzt beim Schreiben,
wie sehr bereue ich es nun!

Des Weisen Worte, die da sagen:
„Sei froh in deinen Jugendtagen“,
die hab ich allzu unentwegt
zu meinen Gunsten ausgelegt,
und eines anderen Spruches nicht
gedacht, der also warnend spricht:
„Denn Jugend sind und Fröhlichkeit
nur eitel Trug und Nichtigkeit.“

Er zog der Schule die vielen lustigen und lauten Schenken von Paris vor. Dort traf er die reichen Windbeutel, die Säufer und Würfelspieler, die Nichtstuer und Eckensteher, die fahrenden Scholaren und die losen Dirnen. Die berühmte Taverne „Zum Kienapfel“ war seine Stammkneipe; nachts zog er wohl grölend durch die finsternen Gassen von Paris von Taverne zu Taverne — vom „Großen Feigenbaum“ zum „Zebrawirtshaus“, von da zur Weinstube „Zur Kelter“ oder zur Taverne „Zum großen Eimer“ und von dort zum „Weißen Röß'l“. Nicht immer war Geld da, die Zeche zu bezahlen, da verschwand man dann unbemerkt im gegebenen Augenblick. Raufereien und Messerstechereien waren an der Tagesordnung. Das ehrliche Geldverdienen war mühsam und zeitraubend, und so zog man es vor, kleine Gaunereien zu verüben. Seine Freunde waren jederzeit zu allen Untaten bereit. In der Umgebung von Paris stahlen sie sich Gänse und Schweine von Bauern. Seinem Freund Jehan le Loup, der Meister im Wildern war, widmete Villon folgenden Achtzeiler:

Item, je donne a Jehan le Lou,
Homme de bien et bon marchand,
Pour ce qu'il est linget et flou,
Et que Cholet est mal serchant,
Ung beau petit chiennet couchant
Qui ne laira poullaille en voye,
Ung long tabart et bien cachant
Pour les mussier, qu'on ne les voye.

Und item maistre Jean le Loup
erkenn ich dieses Sportel zu:
da er so zart und schlank und fein
und großer Jäger obendrein,
so gebe ich ihm einen Hund,
der Hühner, Gänse, Enten jage,
und einen Mantel, drin den Fund
er unbemerkt nach Hause trage.

Köstlich schildert er, wie er dem Barbier Pierre Girart zwei geschlachtete Schweine gestohlen hatte:

Item, donne a Perrot Girart,
 Barbier juré du Bourg la Royne,
 Deux bacins, et ung coquemart,
 Puis qu'a gaignier met telle paine.
 Des ans y a demy douzaine
 Qu'en son hostel de cochons gras
 M'apastella une sepmaine,
 Tesmoing l'abesse de Pourras.

Und item geb ich Pierre Girart,
 Barbier in Bourg la Royne, ein Paar
 Waschbecken, denn die braucht er grad,
 wenn er mal wieder Sautanz hat.
 Vor grad sechs Jahren, hui, da lagen
 bei ihm zwei Schweine in der Brühe
 im Hof. Ich wußt sie fortzutragen,
 und sparte ihm die weitere Mühe.

Der schönen Wirtin zum „Weißen Rößl“ ist er gram, weil sie ihn
 wegen Zechprellereien hinausgeworfen hatte. Fromme Wünsche be-
 gleiten sie:

Item, et pour ce que la femme
 De maistre Pierre Saint Amant
 (Combien, se coulepe y a a l'ame,
 Dieu luy pardonne doulcement!)
 Me mist ou ranc de cayment,
 Pour le *Cheval Blanc* qui ne bouge
 Luy changay a une jument,
 Et *la Mule* a ung asne rouge.

Und item, weil die Ehefrau
 des Saint Amant mich grob und rauh
 — wie große Schuld sie auch verbrochen,
 der Himmel laß sie ungerochen! —
 als Dieb und Bettelhund behandelt,
 so sei das Roß, das schön gemalt
 auf ihrem Wirtshausschilde prahlt,
 in eine Eselin verwandelt.

Um Liebesaffären war Villon nicht verlegen — er nahm jede, die sich ihm bot, und manchmal regnete es unvermutet Schläge von seiten des betrogenen Ehemannes.

Immer neue Streiche erfand der lustige Villon, der Anführer der Bande von fahrenden Scholaren. Jahrzehnte später erzählte man sich noch lachend in Paris, wie Villon für sich und seine Galgenvögel Leckerbissen ergaunerte.

Sie hatten mal wieder Hunger und die Taschen waren leer. Kein Wirt borgte ihnen. François hatte eine großartige Idee. Einem Kameraden wurde die nackte Sitzfläche sorgfältig saubergeschrubbt; dann zog man einzeln zu einem Schlächterstand. Vor dem Laden stand ein Bottich mit Innereien. Der junge Mann mit dem sauberen Hinterteil wurde von Villon angerempelt; ein Streit begann, ein Wort brachte das andere, der heftige Jüngling ließ sich von seiner Wut hinreißen, er streifte die Hose herunter und streckte den entblößten Südpol mit unzweideutiger Aufforderung Villon hin. Das war eine zu große Beleidigung, die nach Rache schrie. Villon packte wutschnaubend die Innereien aus dem Bottich, wie er sie zu fassen bekam, Lunge, Leber, Herz und klatschte damit auf den nackten Hintern des heimlichen Komplizen. Die Schlächtersfrau jammerte und rang die Hände, das Publikum, das die Kämpfenden umringte, jubelte vor Vergnügen. Als Villon wieder zur Besinnung kam, merkte er, was er angerichtet hatte, und legte schuldbewußt die so entweihten Innereien in den Bottich zurück. Entrüstet schrie ihn die Schlächtersfrau an: „Glaubst du, Tunichtgut, ich könnte das Zeug noch an ehrliche Leute verkaufen, nachdem du dem sauberen Kumpan da den Hintern damit poliert hast! Pack dich schon, und nimm nur das Dreckzeug mit, damit es mir aus den Augen kommt!“ Das ließ sich Villon nicht zweimal sagen und trabte, begleitet vom Gelächter der Zuschauer, mit den erbeuteten Innereien von dannen. Die hungrige Gesellschaft hatte sich auf diese Weise ein Mahl verschafft.

Nun fehlte es aber an Wein. Auch da wußte Villon sich Rat. Er nahm zwei Holzhumpen und zog damit zum „Weißen Rößl“. Einen Humpen füllte er vorher mit Wasser. Das leere Gefäß gab er dem Kellner und verlangte, er solle es mit dem feinsten und süßesten Wein füllen. Als ihm der Wein gebracht wurde, kostete er davon, verzog das Gesicht, spuckte aus und fragte entrüstet: „Was für ein Sauzeug hast Du mir denn da gebracht?“ — „Das ist der beste Weißwein von Baigneux“, antwortete der Kellner. „Weg damit, zum Teufel, was erdreistest du dich, Kerl, fort mit dem Zeug, gieß

es aus, ich verlangte den besten Beaulne-Wein von dir. Hier nimm es, ich will es nicht haben, und wenn du mich nicht gut bedienen willst, ich werde den Wein schon woanders bekommen!“ Dabei reichte er dem verdutzten Kellner den mit Wasser gefüllten Humpen und enteilte mit dem guten Baigneux-Wein.

Eines Tages erfuhren sie, daß eine übermütige Gesellschaft von reichen jungen Leuten beschlossen habe, unter dem Galgen von Montfaulcon ein nächtliches Fest zu veranstalten. Die herrlichsten Fleischpasteten, Bäckereien und Weine wurden dazu ausersehen. Jeder der Lüstlinge hatte sein lockeres Dirndlein mit. Das prickelnde Fest begann um Mitternacht unter dem Galgen.

Da plötzlich stürzten sich Villon und seine Kumpane als Teufel verkleidet mit wüstem Geheul auf die Galgengesellschaft. „Der Tod, der Tod, der Tod und Teufel“, riefen sie, „in die Hölle mit diesen Gotteslästerern und Hurendirnen — in die Hölle mit ihnen, ins tiefste und heißeste Feuer! Bindet sie alle in Ketten, daß keiner uns entkomme!“ Schreiend rannte jeder um sein Leben, so schnell er konnte. Die Mädchen heulten, stolperten, fielen; jeder von den losen Gecken schlug das Kreuz und rief Gott zu Hilfe und gelobte dem heiligen Johannes oder Matthias ein Sühneopfer. Als das Feld geräumt war, setzte sich die Teufelsbande der fahrenden Scholaren zu dem köstlichen Wein und den Leckerbissen und lobten den Scharfsinn Villons, der ihnen zu diesem abenteuerlichen Fest am Galgen verholfen hatte. Sie ahnten damals nicht, daß dieser Galgen, unter dem sie so fröhlich feierten, manchem von ihnen den Lebensatem auslöschten würde.

1449 wurde Villon in die Artistenfakultät zu Paris als Baccalaureus aufgenommen. Er verließ die Universität drei Jahre später als „Licencié“ und „Maistre ès arts“.

Wahrscheinlich wurde er von der Fakultät wegen Teilnahme an Studentenkravallen religiert. Sie pflegten sich zusammenzurotten und zu randalieren. Eines Nachts verschleppten sie den schweren Stein, den „Pet au Diable“, der das Wahrzeichen des gleichnamigen Hotels war. Es entstand in der Bevölkerung ein großes Geschrei darob, und der Prevost der Pariser Polizei, Robert d'Estonville, sah sich veranlaßt, einzuschreiten. Die Studenten, unter denen sich auch Villon befand, wurden festgenommen und bestraft.

In seinem „Testament“ erwähnt Villon seinen Roman „Le Pet au Diable“ (Der Teufelsfuz), der dieses Ereignis zum Thema hat. Guy Tabarie soll ihn abgeschrieben haben. Villon vermachte ihn

seinem Pflegevater Guillaume de Villon. Dieser Roman ist der Nachwelt nicht erhalten.

Als er am Abend des Fronleichnamstages 1455 auf einem Stein in der Gasse Saint Jacques vor dem Benediktiner-Kloster, wo er bei seinem Adoptivvater wohnte, mit dem Priester Gilles und der schönen Isabeau plaudernd saß, ahnte Villon noch nicht, daß sein Lebensweg an dieser Stelle eine Kurve hatte und daß die neunte Stunde den bisher breit fließenden Strom nun über Geröll und wilde Schluchten leiten würde. Er war vierundzwanzig Jahre alt, fröhlich, sorglos, er pflückte die Mädchen am Wege, er führte ein zügelloses Leben mit den wildesten der Scholaren, und er dichtete. Seine frivolen Balladen durcheilten Paris und waren im Munde aller lustigen Leute.

Zwei Gestalten kamen die Gasse entlang. Einer davon war der junge Priester Philipp Charmois, der andere war der Magister Jehan le Mardi. Als Charmois Villon erkannte, beschleunigte er seine Schritte, stellte sich drohend vor ihn hin und rief: „Endlich finde ich dich! So wahr Gott lebt, ich habe ein Hühnchen mit dir zu rupfen, Kerl!“ Villon wurde bleich, er sprang auf: „Was wollen Sie von mir, Messire Philipp, warum sind Sie so aufgebracht, was habe ich Ihnen getan?“ Ehe er ausreden konnte, versetzte Charmois ihm einen Kinnhaken, der ihn zu Boden streckte. Die Anwesenden: Isabeau, Gilles und Jehan le Mardi flüchteten, einen ernsten Handel befürchtend, ins Kloster. Villon erhob sich mühsam und zog sich zum Klostertor zurück. Charmois folgte ihm, zog unter der Soutane einen Dolch hervor, schlug zu und spaltete Villon die Unterlippe. Das Blut rann ihm in Strömen über das Kinn auf die Brust.

Nun ergriff Villon seinen Dolch und bedrängte den Angreifer. Er versetzte ihm einen heftigen Stich in die Leiste, den Charmois in seiner Erregung nicht wahrnahm. Jehan le Mardi, der den Vorgang von weitem beobachtete, lief nun, da er sah, daß die Auseinandersetzung ernst wurde, hinzu; er drängte Charmois zur Seite und versuchte Villon zu entwaffnen. Es gelang ihm auch, Villon den Dolch zu entwenden. Aber Charmois hörte nicht auf, seinen Gegner zu bedrängen.

Da bückte sich Villon behende, ergriff einen schweren Pflasterstein und schleuderte ihn mit aller Kraft dem wütenden Priester an den Kopf. Charmois stürzte besinnungslos zu Boden. Villon verzog sich sofort und ließ sich von dem Barbier Fouquet die Wunde versorgen. Die Barbieri, die auch Chirurgendienste leisteten, hatten die Pflicht, jede Verwundung der Polizei anzuzeigen. Fouquet ließ sich von

Villon den Vorgang erzählen. Villon gab den Namen des Priesters Charmois an, nannte sich selbst aber Michel Mouton.

Inzwischen fanden sich Neugierige an der Stelle des Unglücks ein, hoben den bewußtlosen Priester auf und trugen ihn ins Benediktiner-Kloster. Dort verband man seine Wunden. Man holte einen Polizeikommissar herbei. Dieser fragte ihn, ob er, falls er seinen Verletzungen erliegen sollte, Wert darauf lege, daß seine Verwandten oder Freunde den Täter durch die Justiz verfolgtten. „Nein“, erwiderte der Priester mit schwacher Stimme, „ich werde in diesem Falle Villon verzeihen.“ Er wurde ins Hôtel Dieu gebracht und starb dort noch am selben Abend. Villon erfuhr den Tod des Gegners durch seine Freunde und entfloh bei Nacht aus Paris.

11 Monate war er von seiner geliebten Hauptstadt abwesend, nach der er sich in Sehnsucht verzehrte. Er wanderte ziellos durchs Land, von Stadt zu Stadt. Hart und unbarmherzig waren die Menschen seiner Zeit, denn sie hatten die Entbehrungen und Greuel des hundertjährigen Krieges mit seinen Verwüstungen erlebt, waren verarmt und mißtrauisch, und ein zerlumpter Vagabund, der um ein Stück Brot, eine heiße Suppe und ein Lager bettelnd daherkam, wurde grob abgewiesen, bissige Hunde wurden hinter ihm hergehetzt. Traurig, verhungert schleppte er sich durch die kalte, regenschwere Landschaft, fand schließlich einen dürrtigen Schafstall und nächtigte dort auf kalter Erde. Sein Mahl bestand aus Wurzeln, die er von den Feldern stahl, oder einem Huhn, das er sich auf einem einsamen Gehöft holte. Unter den flackernden Sternen fühlte er seine ganze Kleinheit und Verlassenheit, er dachte an seine Pariser Kumpäne, an ihre derben Scherze und das lustige Leben mit den willigen Dirnen beim goldenen Wein in den Pariser Tavernen. Dabei packte ihn manchmal das Gewissen hart an, wenn er an seine arme alte Mutter dachte und daran, daß er seine Jugend nutzlos vergeudet, nichts Rechtes gelernt und dem Herrgott den Tag gestohlen hatte. Wie gut hätte er es haben können, wenn er wie die anderen fleißigen Scholaren eifrig studiert hätte und nun als würdiger Advokat im eigenen Hause wohnen und in weichen Federn schlafen könnte.

Aber dann gab es Kirmes in irgendeinem Ort, dann waren die Menschen fröhlich und öffneten willig die Börse, und es gab dralle Mädchen, die man heiß an sich drücken konnte im Tanz, und es waren lustige Burschen, die einen zu einem Humpen Wein und zu einem fetten Stück Schweinefleisch einluden. Da ward alles Herze-

leid vergessen, der lustige Galgenvogel war wieder in seinem Element, und flüssiger strömten die kecken Lieder aus dem erwärmten Herzen.

Er schrieb ein Gnadengesuch nach dem anderen nach Paris, er betonte, daß er bis jetzt unbestraft gewesen sei und nie Konflikte mit der Polizei gehabt habe. Es werden wohl auch mächtige Gönner für ihn gesprochen haben, vielleicht sein Adoptivvater Guillaume de Villon. Denn nach elfmonatigem Exil bekam er die Erlaubnis, nach Paris zurückzukehren. Freudestrahlend kam der verlorene Sohn in das lustige Herz Europas zurück. Die alten Freunde frohlockten, sie hatten ihren Anführer wieder! In dieser Zeit schrieb er sein Kleines Testament — 40 Achtzeiler, in denen er seiner Kumpane, seiner Mädchen, seiner Feinde und Verfolger gedenkt. Sicherlich sind in jener Zeit auch zahlreiche Balladen entstanden.

Aber die guten Vorsätze, geboren unter kaltem Sternenhimmel auf feuchtem Gras, von Winden umweht — oh, die guten Vorsätze alle! In der lustigen Luft von Paris waren ihre Spuren verweht, das alte Lotterleben begann, die alten Freunde waren wieder da und neue gefährlichere kamen dazu. Die unbarmherzige Not lehrte erfinderisch sein. Was vorher vielleicht nur hemmungslose, lustige Bubenstreiche waren, das bekam jetzt einen ausgesprochen kriminellen Charakter. Wir sehen jetzt Villon unter den Coquillards — einer berüchtigten Diebes- und Räuberbande, die Paris und seine Umgebung unsicher machte.

Villon war auch hier immer dabei, wenn es galt, einen wagemutigen Raubzug zu unternehmen. Seine besten Freunde waren Regnier de Montigny, ebenfalls Scholar, Sohn einer verarmten edlen Familie, einer der gefährlichsten Räuber, der 1457 am Galgen endete; der Zuhälter Perrennet de la Barre, dem auch der Tod in der Luft beschieden ward; der Eintrecher Guy Tabarie, der gefoltet und im Juli 1458 gehenkt wurde; die Wilddiebe Jehan le Loup und Chollet; die berüchtigte Bordell-Mutter la grosse Margot, die ihn aushielt und die er mit aller Rücksichtslosigkeit des brutalen Zuhälters ausnutzte. Die Ballade von der „dicken Margot“ schildert in äußerst drastischer Form dieses eigenartige Liebesidyll:

Ballade de la grosse Margot

Se j'ayme et sers ma dame de bon het,
M'en devez vous tenir a vil ne sot?
Elle a en soy des biens a fin souhet,
Pour son amour sains bouclier et passot.
Quant viennent gens, je cours et happe ung pot,
Au vin m'en voys, sans demener grant bruit;
Je leur tens eaue, frommage, pain et fruit.
S'ilz paient bien, je leur dis „bene stat“;
Retournez cy, quant vous serez en ruit,
En ce bordeau ou tenons nostre estat!“

Mais adoncques il y a grant deshet,
Quant sans argent s'en vient couchier Margot;
Veoir ne la puis, mon cuer a mort la het.
Sa robe prens, demy saint et surcot,
Si luy jure qu'il tendra pour l'escot.
Par les costés se prent cest Antecrist,
Crie, et jure par la mort Jhesucrit,
Que non sera. Lors j'empongne ung esclat;
Dessus son nez luy en fais ung escript,
En ce bordeau ou tenons nostre estat.

Puis paix se fait, et me lasche ung gros pet
Plus enflee qu'ung vlimeux escarbot.
Riant m'assiet son poing sur mon sommet,
Gogo me dit, et me fiert le jambot.
Tous deux yvres, dormons comme ung sabot.
Et, au resveil, quant le ventre luy bruit,
Monte sur moy, que ne gaste son fruit.
Soubz elles geins, plus qu'ung aiz me fait plat;
De paillarder tout elle me destruit,
En ce bordeau ou tenons nostre estat.

Vente, gresle, gelle, j'ay mon pain cuit.
Ie suis paillart, la paillarde me suit.
Lequel vault mieulx? Chascun bien s'entresuit.
L'ung l'autre vault — c'est a mau rat mau chat.
Ordure amons, ordure nous assuit;
Nous deffuyons honneur, il nous deffuit,
En ce bordeau, ou tenons nostre estat.

Wenn ich die Kleine schon seit je beschützt,
so seid mir dessenthalb nicht böß gewillt,
denn mir gefällt die Art, die sie besitzt,
um ihretwillen trüg ich Dolch und Schild.
Wenn Leute sie besuchen kommen, flüchte
ich mich zum Wein und rühre mich nicht mehr
und biete ihnen Wasser, Brot und Früchte,
und wenn sie gut bezahlen, sag ich: „Herr!
Kommt recht bald wieder, wollt ihr Liebe schmausen,
in dem Bordell, in dem wir beide hausen!“

Doch manchesmal, da gibt es arge Not,
im Fall Margot nichts zu verdienen fand,
da schelt ich, schimpf' und martre sie zu Tod
und nehm ihr Wäsche, Kleider, Putz und Tand
und schwör, die Sachen alle zu versetzen.
Da fragt sie höhnisch, was ich mir erdreiste,
und schreit und kreischt und jammert vor Entsetzen
und widerspricht. Drauf ball ich meine Fäuste
und lasse sie auf ihre Nase sausen
in dem Bordell, in dem wir beide hausen.

Dann gibt sie Ruh und lacht und läßt ein Fürzchen
und lockert sacht ihr enges Miederlein
und nennt mich „lieber Schatz“
und löst ihr Schürzchen
und krault mit sanfter Hand mir Bauch und Bein.
Dann schlafen wir, und beim Erwachen legt
sie sich mit ihrer ganzen Last auf mich,
daß sie das Kind nicht tötet, das sie trägt;
ich werde platt wie ein Gedankenstrich.
Dann kost sie mich, daß mir die Ohren sausen,
in dem Bordell, in dem wir beide hausen.

Geleit:

Wind, Hagel, Regen, Schnee, ich bin geborgen,
Zuhälter bin ich, brauch für nichts zu sorgen.
Mit ihrem Louis hat sich Marie gepaart.
Welch herrlich Paar! Art findet sich zu Art.
Uns plagen Ehrbegriffe nicht noch Flausen
in dem Bordell, in dem wir beide hausen.

1456 fanden in Paris zahlreiche Einbrüche statt. Bei dem Augustiner-Mönch Guillaume Coffier wurden am hellen Tage fünfhundert Ecus gestohlen. Im Colleg von Navarra wurde eine schwere eiserne Truhe, in der sich eine kleinere Kassetten befand, erbrochen und fünfhundert Ecus Goldmünzen geraubt. Die Polizei suchte vergebens nach dem Täter. Ein Zufall brachte die Sache ans Licht.

Am Sonnabend vor Quasimodo 1457 kam der ehrwürdige Priester von Paray bei Chartres nach Paris, um einige Besorgungen zu machen. Er frühstückte in der Taverne „Zum Fleischbatzen“ an der kleinen Brücke. Da gesellte sich ihm Guy Tabari, der Freund Villons, zu. Er fragte den Pfarrer nach Neuigkeiten aus, man kam ins Gespräch. Der Geistliche erschien dem Tabari vertrauenerweckend, der Wein löste seine Zunge, und da er ein Prahler war, begann er großspurig von seinem Geschick zu erzählen: Er sei kürzlich aus dem bischöflichen Gefängnis entlassen worden; man habe ihn eingesperrt, da man ihn des Einbruchdiebstahls bezichtigt habe.

Der Pfarrer, der von den berüchtigten Einbrüchen gehört hatte, horchte auf. Er goß ihm mehr Wein in den Becher und fragte ihn vorsichtig aus. Er gab vor, er suche schon lange solche Jungen, die sich das Geldverdienen leicht machten, und er möchte sich ihnen zugesellen. Guy Tabari, dem der Mann sympathisch erschien, nahm das Angebot freudig auf. Er erzählte ihm von Instrumenten, denen kein Schloß standhalten könne. Er könne ihm jetzt keine zeigen, da er seine Instrumente im Augenblick der Gefahr in die Seine geworfen habe, aber sein Komplize, der Goldschmied Thibaut, der die Dietriche anfertige und der auch das gestohlene Gold einschmelze, werde ihm später solche zeigen.

Am nächsten Tag traf man sich in der Schenke „Zum Kienapfel“ und ging dann zusammen in die Kathedrale Notre Dame, wo sich fünf Komplizen, die von der Polizei gesucht wurden, verbargen. Sie begrüßten den Pfarrer mit Handschlag und nahmen ihn gerne in ihre Bande auf. Tabari weihte den Priester in die neuen Pläne ein. Thibaut fertigte gerade Instrumente an, mit denen sie die Truhen des Robert de la Porte, der eben von Paris abwesend sei, erbrechen wollten. Sie warteten nur noch auf die Ankunft eines jungen Augustiner-Mönches, der ihnen Mönchs-Kutten besorgen solle, damit sie ungehindert ins Kloster eindringen könnten.

Offen erzählte er, daß er wegen des Einbruchs bei dem Bruder Guillaume Coffier im Gefängnis gesessen habe. Als der Priester sich darüber wunderte, prahlte er noch mehr und gab auch den Ein-